



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm



chloß Borküll lag in tiefem Frieden.

Heute schwiegen alle Arbeitsgeräusche, und in Maras abgelegenes Zimmer drangen nicht einmal die langgezogenen Töne der frommen Sänger, die Gräfin Emerenzia Schildberg unten im großen Saal allsonntäglich um sich versammelte.

Mara wachte auf, als ihr die Sonne durchs offene Fenster mitten aufs Gesicht schien. Da reckte sie sich behaglich: „Endlich einmal Sonne!“ Aber ihre Fröhlichkeit hielt nicht vor. Sie dachte daran, daß dieser Sonntag so langweilig sein würde, wie alle anderen.

Zu Mittag hatten sich die Rosenhofer angemeldet, und ihr graute vor den endlosen Salbadereien der beiden alten Damen, Tante Emerenzia und Gräfin Hahn. Dazu der entsetzlich fade Wolly, das Mutterföhnchen von dreiunddreißig Jahren, dem sie den Spitznamen „Knabe nämlich“ gegeben hatten! Wenn Mama doch wenigstens heute aufstände und die Honneurs machte! Der Gräfin Schildberg anmaßendes Getue war einfach nicht mehr auszuhalten.

Laut rief das junge Mädchen ins Nebenzimmer hinüber, das von dem ihrigen nur durch eine Portiere getrennt war:

„Es ist wunderschönes Wetter draußen, Mama! Heute mußt du an die Luft. Paß auf, es wird dir gut tun!“

Eine müde Stimme antwortete:

„Komm lieber und zieh die Vorhänge vor. Ich kann das grelle Licht nicht vertragen! Wie hast du nur bei dem Lärm da unten so lange schlafen können? Der alte Maddis singt immer drei Töne zu hoch. Das ist geradezu Gift für meine Migräne!“

„Du hättest lieber nicht so lange lesen sollen!“ predigte Mara am Bett der Mutter mit verhaltener Ungebuld. „Ich glaube gar, du hast das dicke Buch schon wieder durch? Deine ewigen Kriminalgeschichten! Und das heiße Fußbad hast du gestern Abend auch nicht genommen! Wie willst du denn jemals gesund werden?“

„Laßt mich in Ruhe mit euren Ideen! Gegen mein Leiden ist eben kein Kraut gewachsen. Da hilft Tante Emerenzias Beten und Handauslegen eben

so wenig wie deine Wäscherei. Gib mir mein Pulver her! Vielleicht komme ich noch ein bißchen zum Schlafen.“

So ging es jeden Tag. Seufzend gab Mara ihren Versuch, die Mutter zu beeinflussen, auf.

Mit aller Energie wehrte sie sich gegen diese hoffnungslose Müdigkeit, von der sie sich auch selber oft erfasst fühlte. Sie steckte jetzt mit ein paar Griffen ihrer mageren Hände ihr reiches rotblondes Haar vor dem Spiegel auf und schlüpfte in ihr Reformkleid.

Dann wollte sie selbst wenigstens den herrlichen Morgen genießen. In durstigen Atemzügen trank sie die köstliche frische Luft, die durch das Fenster hereinströmte und ließ ihren Blick in die duftige Ferne schweifen. Da sah sie am Rand der Wiese hinter dem Park eine fremde Erscheinung. Anfangs hielt sie den hellen Fleck für eine weiße Ziege, die sich im Grase sonnte. Aber dann schien es ihr doch wieder anders. Wenn ihre kurzichtigen Augen sie nicht täuschten, mußte es ein Mensch sein. Wer aber hatte dort um diese Stunde was zu suchen?

In prickelnder Neugierde suchte sie ihr Fernglas hervor und stellte es ein. Da erkannte sie zu ihrem hellen Erstaunen, daß der weiße Fleck die Leinwand eines Malers war, der seine Staffelei dort drüben auf der Wiese aufgestellt hatte.

Ein Maler, ein richtiger Maler — wie mochte der hierher in diesen abgelegenen Erdenwinkel gekommen sein?

Mara pfiß ihrem Hund, einem schönen silbergrauen Barsoy, der noch verschlafen auf seinem Kissen lag und rannte die Treppe hinunter in den Park.

Ihre Absicht war, geraden Wegs nach der Wiese zu gehen, um sich das Wunder, das sich da in Vorkülls nüchternes Milieu verirrt hatte, aus der Nähe anzusehen. Aber die Menschenscheu, die ihr anhaftete, und die nichts war als ein Symptom ihrer inneren Haltlosigkeit, kam wieder über sie und hemmte ihre Schritte, je deutlicher der Maler hinter den Büschen des Parks sichtbar wurde.

Sie tat, als bemerke sie ihn nicht, schwenkte rechts in einen Seitenpfad ein, machte einen großen Bogen und kam dann langsam auf demselben Weg wieder zurück.

Der Maler hatte sie längst gesehen. Als er vor einer Stunde seine Werkstatt auf diesem Wiesenabhang aufschlug, von wo aus das braunrote Dach des Schlosses so malerisch über den goldgelben Wipfeln der Linden sichtbar war, hatte ihn nicht nur das hübsche Motiv bestimmt, sondern auch die Absicht, sich bemerkbar zu machen.

Frau Pastor Tannebaum hatte ihm von Mara und ihren Neigungen erzählt. „Sie schwärmt für Nietzsche's ‚Übermensch‘ und geht jeden Morgen barfuß auf dem Rasen spazieren!“

Da hatte sich Mabelung, der Maler, vorgenommen, die Bekanntschaft dieses ungewöhnlichen, ihm von vornherein sympathischen Mädchens zu machen, koste es, was es wolle.

Vor drei Tagen war er mit dem letzten Dampfer aus Deutschland gekommen, um seine Kusine zu besuchen, die jetzt endlich des verwitweten Pastors Lannebaum Frau geworden war. Sie hatte sich das Glück durch eine langjährige Tätigkeit als Erzieherin der sieben Kinder wohl verdient.

Traugott Madelungs wasserblaue Augen hatten an diesem Morgen scharf nach dem Herrenhaus hinübergesehen. Die Perspektive der Dachkonstruktion machten dem mäßig talentierten Schüler des Professors Meide in Königsberg ziemliche Schwierigkeiten. Aber kein künstlerischer Kazenjammer quälte ihn. Er war sehr zufrieden mit sich. Die Malerei war nicht die einzige Aufgabe, für die er lebte. Die anderen glückten ihm entschieden besser. Er war ein unentwegter Kämpfer gegen die Sünden, deren sich die verrottete Menschheit mit der Zunahme der sogenannten Kultur wider die Forderungen der Natur schuldig machte. Sein graugelbes Haar, das ihm in langen Strähnen tief in den Nacken hing, bewies nicht nur, daß er zur freien Gilde der Kunst gehörte, es war vor allem ein Protest gegen das Haarschneiden überhaupt. Da gehen sie nun alle vierzehn Tage hin und überliefern sich der Schere des Barbiers, tragen schwere Hüte aus dichtem Filz und versagen ihrer Hirnhaut die Wohlthat der frischen Luft. Ist es ein Wunder, daß sie mit Glazen herumlaufen — ein Spottbild auf den Namen Mensch? Es galt, ihnen zu zeigen, welche Schönheit einem unbeschnittenen Haupt eigen ist.

Sein Bart zeigte freilich nicht die gleiche üppige Triebkraft, wie sein Schopf. Aus der Oberlippe schossen ihm einige dürftige Härchen, und das Kinn war nur gerade so viel bewachsen, um von der Hand gezupft werden zu können, wenn sie helfen sollte, der Haltung des Malers die nötige Gedankenschwere zu geben.

Auch jetzt hatte Madelung in dieser philosophischen Stellung hinter seiner Staffelei gesessen, als er an dem östlichen Fenster die weiße Gestalt des Schloßfräuleins bemerkte. Ein unklares Sehnen hatte sich dabei in sein Asketenherz geschlichen, und für eine Weile waren alle Lebensaufgaben vergessen.

Dort drüben in dem Herrenhaus, so träumte er, dort wohnen Glück und Reichtum. Ja — ein herrliches Gefühl mußte es sein, solchen Besitz sein eigen zu nennen. Nicht wie er sich kümmerlich durchschlagen müssen, von Malstunden und dem kärglichen Erlös seltener Bilderverkäufe leben, sondern Herr sein über sein eigenes Geschick, wie über das von vielen anderen Menschen!

„Welch einen Segen würde ich mit dem vielen Gelde stiften, wenn es mir gehörte!“ dachte er, da sah er Maras rotes Haar durch die Büsche schimmern. So flüchtig der Eindruck war, den er von der Erscheinung des jungen Mädchens hatte, er genügte, um seinen Träumen eine bestimmte Richtung zu geben.

Der scheue ängstliche Blick Maras weckte in ihm eine sichere Überlegenheit. Ihre schlanke magere Gestalt entsprach ungefähr jenem Idealbild der Frau, die auf seine Liebe rechnen durfte. Er hatte bemerkt, daß sie Sandalen an den

bloßen Füßen und ein Reformgewand trug, dessen Linienfluß von keinem Korset verunstaltet wurde. Sicher war hier eine Basis gegenseitigen Verstehens, und die wollte er nicht ungenutzt lassen.

Als Mara zum zweiten Mal in die hypnotisierende Nähe der Staffelei gezwungen wurde, trat der Maler hinter der Leinwand hervor und näherte sich ihr mit linkscher Verbeugung.

„Ich stehe wohl der Herrin dieses schönen Parks gegenüber!“ sagte er milde lächelnd. „Verzeihen Sie bitte. Die Liebe zur Natur hat mich hierher getrieben. Ich bin sicher, Sie werden mich nicht fortweisen. Ja mehr noch, ich bin überzeugt, daß mich der Zufall einer Bestimmungsgenossin in den Weg geführt hat!“

„Wie meinen Sie das?“ Unter dem starren Blick des Malers errötete Mara verlegen.

„Nun — jeder sogenannte Kulturmensch würde sich an diesem frischen Morgen ängstlich gegen die Luft abschließen. Sie aber, Fräulein, bieten ihren Fuß willig dem Kuß des Tauens und das schöne Haar dem Winde!“

„Darf ich Ihr Bild betrachten?“ fragte Mara, erschreckt durch die unverflorene Begrüßung, aber doch auch geschmeichelt, daß man ihr Verständnis entgegenbrachte.

„Oh — es ist nur angelegt, Fräulein, Sie können noch nicht viel darauf erkennen. Der Vordergrund muß noch lebendiger werden. Vorhin, als ich Sie aus dem Park schreiten sah, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, da hatte ich mit einem Male die Staffage, die dem Bild fehlt. „Herbsttraum“ will ich es nennen. Und die holbe Melancholie dieses Oktobertages soll sich in der Gestalt eines jungen Weibes ausdrücken, das sich träumend an jenen grauen Buchenstamm lehnt.“

Es stimmte, was Madelung sagte. Die paar Farbenstriche ließen noch so gut wie nichts von seinen Absichten erkennen.

Mara meinte, um nur etwas zu sagen: „Daß unser altes Vorküll noch einen Maler reizen könnte!“

„Ja, es kommt eben alles auf den Standpunkt an,“ fiel Madelung lehrhaft ein. „Der denkende Mensch soll durch das Leben gehen wie der Maler durch die Landschaft. Hier wie dort ist die Forderung: den Standpunkt wechseln! Motive finden und Irrtümer erkennen, ist das Resultat!“

„Ich denke mir, Ihre Kunst muß Sie unendlich glücklich machen!“ Maras Interesse war erwacht.

„Die Kunst allein niemals! Sie ist nur ein Teil meines Glückverlangens. Schaffen allein tut es nicht — wenn es auch natürlich den Künstler wie den Betrachtenden erfreut, aber die Natur stellt höhere Ansprüche an uns. Sie gab uns die Einsicht und die Kraft zum Wirken. Leider sind sich die meisten Menschen dieser Pflicht nicht bewußt. Um so mehr müssen die wenigen auf dem Bläze sein, die unvoreingenommen, mit ungetrübtem Auge dem Wahn in sein verzerrtes Antlitz sehen.“

Diese inhaltsschweren, gedankentiefen Worte sprach der Maler nicht etwa mit erhobener Stimme. Er stand neben Mara, den rechten Ellenbogen in die linke Hand gestützt und fuhr von Zeit zu Zeit mit den langen knöchigen Fingern über sein Kinn. Der Ausdruck seines Auges blieb gelassen und leblos — ein Fischauge, das gegen die Wand seines gläsernen Behälters starrt.

„Ein seltsamer Mann!“ dachte Mara in einem Gemisch von Interesse und Ablehnung. „Aber ich glaube, er ist ein guter Mensch!“

Als sie so stand und ihn heimlich von der Seite betrachtete, wurde das Schweigen plötzlich von einem Bellen unterbrochen. Ihr Hund Barry war vorhin einem Waldhasen nachgesetzt und hatte seine Herrin verloren. Jetzt hatte er sie gefunden und blieb ein paar Schritte vor den beiden stehen, indem er wütend nach dem Maler kläffte.

Mara wies ihn zur Ruhe: „Er hat noch keine Staffelei gesehen!“

„Ein herrliches Tier,“ meinte Madelung und lockte den Hund: „Nun komm schon her, nun komm schon her!“ Aber all sein Werben regte das Tier nur noch mehr auf. Er fletschte die Zähne und sprang den Maler an, so daß er gezwungen war, sich mit der Leinwand des Bildes zu schützen.

„Was ist mit ihm los?“ Mara war erstaunt, aber doch auch ein wenig belustigt über die komische Situation. „Rusch dich, Barry!“ Sie faßte ihn energisch am Halsband. „Ich glaube, es ist der ungewohnte Anblick Ihres langen Haars!“

Sie hatte Mühe, sich das Lachen zu verbeißen, denn Madelung hielt immer noch den Keilrahmen als Schild vor sich und blickte ängstlich über seinen Rand. Da fiel ihr seine Ähnlichkeit mit Berta „Angsthase“ auf, und jetzt erinnerte sie sich, daß sie ja schon längst von ihm gehört hatte.

„Sind Sie nicht der Vetter von unserer Frau Pastorin?“ Als er es bejahte, mußte sie doch laut auflachen.

Dessen hatte sich Madelung am allerwenigsten versehen, nachdem ihm die erste Anknüpfung der Bekanntschaft so vorzüglich gelungen war.

„Sie verzeihen!“ sagte Mara, „aber es ist wirklich ein komischer Zufall. Fräulein Berta Madelung war nämlich bisher der einzige Mensch, der sich mit meinem Barry nicht gut stand, ein paar Hofleute ausgenommen.“

„Das Tier wittert, daß ich kein großer Hundefreund bin, und die Madelungs sind es wohl alle nicht. Sie haben immer in der Stadt gelebt. Er wird es sicher lernen, sich mit mir zu vertragen.“

„Sie dürfen nur keine Angst zeigen wie Fräulein Berta — pardon, wie Frau Pastor Tannebaum. Übrigens erwarten wir ja heute Besuch aus dem Pfarrhaus. Vielleicht kommen Sie auch mit?“

„Sehr gerne, Fräulein —“

„von der Borkel!“ fiel Mara ein, die seit der Entdeckung der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Maler und Berta „Angsthase“ den Rest ihrer Befangenheit verloren hatte. Aber Madelung blieb vor der Hand bei

der Anrede „Fräulein“. In dem Wörtchen „von“ sah er die Präntention eines Standesunterschieds, den er nicht anerkannte.

Vom Schlosse her schallten die Töne eines Gong.

„Man ruft mich zum Frühstück. Ich freue mich, heute Nachmittag unsere Unterhaltung fortsetzen zu können.“ Und lachend fügte das junge Mädchen hinzu: „Ich sage Ihnen aber gleich, daß kaum einer von den Gästen Ihren Ansichten beipflichten wird. Hier behält man immer denselben Standpunkt!“

„Ich fürchte mich nicht! Ich bin den Kampf gewohnt und liebe ihn. Je tiefer der Irrtum, desto herrlicher die Mission!“ war Madelungs stolze Entgegnung.

Mit leichter Verneigung hatte sich Mara verabschieden wollen, aber der Maler streckte ihr feierlich die Hand entgegen. Nur zögernd und mit erstauntem Blick reichte sie ihm ihre Fingerspitzen, die er fest umklammerte. Seine Hand war kalt und feucht. Mara hatte eine unangenehme Empfindung. Noch lange schien es ihr, als läge ein eiserner Ring um ihre Finger.

Und doch hatte dieser Sonntag jetzt auf einmal ein besonderes Gesicht bekommen. Das Erlebnis, wonach sie sich gesehnt hatte — hier war es! Schon im voraus fühlte sie ein kribbelndes Vergnügen bei der Vorstellung, wie die steife Nachmittagsgesellschaft auf den originellen Apostel reagieren würde.

(Fortsetzung folgt)



Emil Ludwig contra Richard Wagner

Von Dr. Fritz Red-Malleczewen in München



an soll mir nicht den Vorwurf machen, ich überschätze die Bedeutung dieser Affäre, wenn ich mich ihr so ausführlich widme; es wäre ungerecht und vor allem gefährlich, an ihr vorbeizugehen, das Ludwigsche Antiwagnerbuch mit persönlicher Mißachtung zu erledigen, wie es leider vielfach geschehen ist. Ungerecht, weil es ein ehrliches, geistvolles Buch ist, das den Pfad anständiger Erörterung nie verläßt. Ungerecht auch, weil es seine Verdienste hat: die Kapitel über den Tristan und über Mozart (dessen Sonne auch ich von neuem aufgehen sehe), das allein sicherte ihm neben der Fülle geistvoller, wenn auch unzulänglicher Kritik das Lebensrecht.

Gefährlich aber vor allem wäre hier achselzuckende Verächtlichkeit: wie nur je ein Buch ist dieses hier Symptom. Das erste deutlich kennbare Symptom